



Hanne Schaffer | Fabian Schaffer

Empirische Methoden für soziale Berufe

Eine anwendungsorientierte Einführung
in die qualitative und quantitative Sozialforschung

Hanne I. Schaffer | Fabian Schaffer

Empirische Methoden für soziale Berufe
Eine anwendungsorientierte Einführung in die qualitative und quantitative
Sozialforschung

LAMBERTUS



Laden Sie dieses Buch kostenlos auf Ihr Smartphone, Tablet und/oder Ihren PC und profitieren Sie von zahlreichen Vorteilen:

- **kostenlos:** Der Online-Zugriff ist bereits im Preis dieses Buchs enthalten
- **verlinkt:** Die Inhaltsverzeichnisse sind direkt verlinkt, und Sie können selbst Lesezeichen hinzufügen
- **durchsuchbar:** Recherchemöglichkeiten wie in einer Datenbank
- **annotierbar:** Fügen Sie an beliebigen Textstellen eigene Annotationen hinzu
- **sozial:** Teilen Sie markierte Texte oder Annotationen bequem per E-Mail oder Facebook

Aktivierungscode: sces-2019

Passwort: 4471-9785

Download App Store/Google play:

- **App Store/Google play** öffnen
- Im Feld **Suchen Lambertus+** eingeben
- **Laden** und **starten** Sie die **Lambertus+ App**
- **Account/Login** oben rechts anklicken um das E-Book zu öffnen
- Bei **Produkte aktivieren** den **Aktivierungscode** und das **Passwort** eingeben und mit **Aktivieren** bestätigen
- Mit dem Button **Bibliothek** oben links gelangen Sie zu den Büchern

PC-Version:

- Gehen Sie auf **www.lambertus.de/appinside**
- **Account/Login** oben rechts anklicken, um das E-Book in der App freizuschalten
- **Aktivierungscode** und **Passwort** eingeben und mit **Aktivieren** bestätigen
- Wenn Sie Zusatzfunktionen wie persönliche Notizen und Lesezeichen nutzen möchten, können Sie sich unten mit einer persönlichen E-Mail-Adresse dafür registrieren
- Mit dem Button **Bibliothek** oben links gelangen Sie zu den Büchern



Bei Fragen wenden Sie sich gerne an uns:
Lambertus-Verlag GmbH – Tel. 0761/36825-24 oder
E-Mail an info@lambertus.de



Hanne I. Schaffer | Fabian Schaffer

Empirische Methoden für soziale Berufe
Eine anwendungsorientierte Einführung für die
qualitative und quantitative Sozialforschung

LAMBERTUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.d-nb.de abrufbar.

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

© 2020, Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau

www.lambertus.de

Satz: Astrid Stähr, Solms

Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil

Druck: Franz X. Stückle, Druck und Verlag, Ettenheim

ISBN: 978-3-7841-3101-6

ISBN ebook: 978-3-7841-3102-3

Inhalt

Vorwort: Die Bedeutung empirischer Methoden für die Soziale Arbeit	11
---	----

A. EINFÜHRUNG

I Methodenvielfalt: Lieben Sie Krimis?	17
1 Sozialforschung im alltäglichen Raum	20
2 Alltagswissen und Sozialforschung	22
3 Was heißt hier Soziologie? Zum Beispiel Schuhe!	24
4 Soziologie und Soziale Arbeit	26
II Einige Schlaglichter auf die Anfänge der empirischen Sozialforschung	31
1 Quetelet und Le Play als Pioniere	31
2 Max Weber und die Metallarbeiter: Ein Beispiel missglückter Fragebogentechnik	32
3 Paul Lazarsfeld und die Marienthalstudie: Ein Beispiel mustergültiger Methodenvielfalt	36

B. METHODENLEHRE

III Grundlegende wissenschaftliche Erkenntnisbasis und Begriffe zur empirischen Sozialforschung	41
1 Der Untersuchungsgegenstand: Soziales Handeln	41
2 Das Instrumentarium: Methoden und der Unterschied von qualitativem und quantitativem Paradigma	43
3 Ziele empirischer Sozialforschung: Exploration, Deskription, Hypothesentests	46
3.1 Qualitative Forschungsziele	46
3.2 Quantitative Forschungsziele	48
4 Die Möglichkeit wissenschaftlicher Wahrheiten: Induktion, Deduktion und Falsifikation	50
4.1 Die Wahrheit der Hypothese: Kausalität und ihre Tücken	52
4.2 Die Grundlage der Untersuchung: Datenerhebung und ihre Güte	53
IV Untersuchungsdesigns und Forschungsmodelle	59
1 Erhebungsdesigns: Die zeitliche Organisation der Studie	60
1.1 Querschnittsdesign	60
1.2 Längsschnittsdesigns	61

1.2.1	Trenddesign	61
1.2.2	Paneldesign	62
1.3	Querschnitt- vs. Längsschnittdaten	63
2	Auswertungsdesigns: Die sachliche Organisation der Studie	65
2.1	Experimente	66
2.2	Das natürliche und Quasi-Experiment	70
2.2.1	Das natürliche Experiment	70
2.2.2	Das Quasi-Experiment	71
2.3	Ex-Post-Facto-Design	72
3	Forschungsmodelle	74
3.1	Dunkelfeldstudien	74
3.2	Aktionsforschung, Evaluations- und Begleitforschung	77
3.3	Frauen- und Geschlechterforschung	86
3.4	Feldforschung und Beobachtung	89
3.4.1	Kurzer historischer Rückblick	89
3.4.2	Feldzugang über die offen-teilnehmende Beobachtung	90
3.4.3	Feldzugang über die nicht-teilnehmende Beobachtung	91
3.4.4	Offen versus verdeckt teilnehmende Beobachtung	94
3.4.5	Nicht-reaktive Beobachtungsmethoden	97
3.4.6	Ethnomethodologie und Krisenexperiment	98
V	Quantitative Auswahl-, Erhebungs- und Auswertungsmethoden	102
1	Quantitative Auswahlmethoden: Stichprobenziehung	103
1.1	Grundbegriffe rund um die Stichprobe	103
1.2	Der Umfang einer Stichprobe	106
1.3	Einfache und mehrstufige Zufallsstichproben	108
1.4	Klumpen-/Clusterstichproben	110
1.5	Quotenstichproben	111
1.6	Geschichtete Stichproben	112
1.7	Willkürliche Stichproben	113
2	Quantitative Erhebungsmethoden: die standardisierte Befragung	114
2.1	Im Vorfeld der Fragebogenformulierung	114
2.1.1	Konzeptspezifikation	115
2.1.2	Operationalisierung	117
2.2	Konstruktion des Fragebogens	120
2.2.1	Fehlerquellen im Interview	120
2.2.2	Mikrogestalt	124
2.2.3	Makrogestalt	130
2.2.4	Interviewformen	133

3 Die Datenanalyse: Grundlagen der Statistik	137
3.1 Statistische Grundbegriffe	137
3.1.1 Wozu Statistik?	137
3.1.2 Deskription und Inferenz	137
3.1.3 Variable und Skalenniveaus	138
3.2 Univariate, deskriptive Statistik	143
3.2.1 Die Merkmalsverteilung	144
3.2.2 Lageparameter: Modus, Median und Arithmetisches Mittel	146
3.2.3 Streuungsparameter: Schiefe, Varianz, Standardabweichung	153
3.2.4 Wichtige Verteilungsformen: Normal- und Standardnormalverteilung ...	160
3.2.5 Zusammenfassung Univariate, deskriptive Statistik	164
3.3 Multivariate Analysen und Inferenzstatistik	165
3.3.1 Die Problemstellung: Stichproben als Zufallsereignisse	165
3.3.2 Multivariate Analysen und Inferenzstatistik	166
3.3.3 Der „wahre“ Populationswert: Konfidenzintervalle für Mittel- und Anteilswerte	170
3.3.3.1 Schätzung des Populationsmittelwerts	170
3.3.3.2 Konservatives Schätzen und die T-Verteilung	172
3.3.3.3 Schätzung von Anteilswerten in der Population	174
3.3.3.4 Zusammenfassung Schätzung von Populationswerten	176
3.3.4 Hypothesentesten	177
3.3.4.1 Logik des Signifikanztestens	180
3.3.4.2 Das Testen von Unterschiedshypothesen	189
3.3.4.2.1 Metrisches Skalenniveau	190
3.3.4.2.2 Ordinales Skalenniveau	200
3.3.4.2.3 Nominale Skalenniveau	205
3.3.4.2.4 Zusammenfassung Testen von Unterschiedshypothesen: Welcher Test ist angemessen?	212
3.3.4.3 Das Testen von Zusammenhangshypothesen	215
3.3.4.3.1 Metrisches Skalenniveau: Kovarianz und Korrelation	215
3.3.4.3.2 Ordinales Skalenniveau: Kendalls Tau-b	223
3.3.4.3.3 Zusammenfassung Testen von Zusammenhangshypothesen	228
3.3.4.4 Zusammenfassung Hypothesentesten: Zusammenhänge und Unterschiede	229
3.3.4.5 Exkurs: Signifikanz – mit Vorsicht genießen!	230
3.3.5 Ausblick: Lineare Regression und multivariate Analysen	232

VI Qualitative Auswahl-, Erhebungs- und Auswertungsmethoden	237
1 Qualitative Auswahlmethoden: Stichprobenziehung bzw. Sampling	239
1.1 Theoretical Sampling	240
1.2 Gezieltes Sampling	240
1.3 Snowball-Sampling oder Nominationstechnik	241
2 Qualitative Erhebungsmethoden: teilstandardisierte Erhebungsinstrumente	241
2.1 Methodologische Prinzipien	243
2.2 Verschiedene Typen qualitativer (Einzel-)Interviews	245
2.2.1 Das narrative und das biografische Interview	245
2.2.2 Das problemzentrierte Interview	247
2.2.3 Das fokussierte Interview	248
2.2.4 Das Tiefen- oder Intensivinterview	249
2.2.5 Das Struktur- oder Dilemmainterview	249
2.3 Gruppendiskussion	250
2.4 Bildanalyse	251
3 Ausgewählte qualitative Auswertungsmethoden	253
3.1 Inhaltsanalyse von Texten	253
3.1.1 Die zusammenfassende Inhaltsanalyse	256
3.1.2 Die explizierende Inhaltsanalyse	257
3.1.3 Die strukturierende Inhaltsanalyse	257
3.2 Die dokumentarische Methode bei Einzelinterviews und Gruppendiskussion	258
3.2.1 Formulierende Interpretation	259
3.2.2 Reflektierende Interpretation	260
3.3 Rekonstruktive Bildinterpretation	260
3.3.1 Formulierende Bildinterpretation	262
3.3.2 Reflektierende Bildinterpretation	263

C. ANWENDUNG

VII Die Durchführung einer quantitativen Untersuchung	268
1 Formulierung einer Forschungsfrage	268
2 Entwicklung einer forschungsleitenden Theorie	271
3 Wahl des Forschungsdesigns	272
4 Wahl der Befragungsart	275
5 Konzeptspezifikation, Operationalisierung und Itemformulierung	277
6 Konstruktion des Erhebungsinstruments	279
7 Auswahl der Untersuchungseinheiten	284
8 Pretest	286
9 Haupterhebung	287
10 Aufbereitung der Daten	288
11 Auswertung der Daten	290
12 Interpretation der Ergebnisse	292

VIII Die Durchführung einer qualitativen Untersuchung	294
1 Fahrplan für eine qualitative Untersuchung	294
2 Erste Beispielstudie: Motive von ehrenamtlich Tätigen im Bereich der Sozialen Arbeit mit Migrant*innen	295
2.1 Die Untersuchungsfragen	295
2.2 Theoretischer Hintergrund	295
2.3 Das Design der Studie	296
2.4 Die Auswahlmethode	296
2.5 Stichprobenbeschreibung	296
2.6 Die Erhebungsmethode	296
2.7 Die Erhebungssituation	297
2.8 Die Auswertungsmethode	297
2.9 Auszug aus den Auswertungsergebnissen	297
2.9.1 Kategorie: Motiv der Pat*innen	297
2.9.2 Kategorie: Selbst- und Rollenverständnis	299
3 Zweite Beispielstudie: „Männer im Frauenberuf“	303
3.1 Die Untersuchungsfrage	303
3.2 Theoretischer Hintergrund	303
3.3 Design der Studie	303
3.4 Auswahlmethode	304
3.5 Erhebungsmethode	304
3.6 Erhebungssituation	304
3.7 Auswertungsmethode	305
3.8 Erste Auswertungsschritte	305
3.9 Auszug aus den Auswertungsergebnissen	306
3.9.1 Typ 1: Der bedrohte Mann	306
3.9.2 Typ 2: Der besondere Mann	310
3.9.3 Typ 3: Der emanzipierte Mann	313
3.9.4 Typ 4: Der komplementäre Mann	316
Literatur	321
Anhang	333
Tabellenanhang	333
Formelverzeichnis	337
Tabellenverzeichnis	337
Abbildungsverzeichnis	338
Die Autor*innen	340

Vorwort: Die Bedeutung empirischer Methoden für die Soziale Arbeit

Das Kompetenzziel: How to do it!

Dieses Buch verfolgt die Absicht, eine leicht verständliche Einführung in die Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung anzubieten. Das Leitmotiv lautet: How to do it. In der Praxis der Sozialen Arbeit ist der Einsatz von empirischen Methoden und Techniken der Erhebung, Darstellung und Interpretation von Daten nicht nur notwendig, sondern in vielen Feldern bereits üblich: Es wird nicht mehr nur unter Federführung von Bezugswissenschaftler*innen geforscht, sondern Sozialarbeiter*innen beschäftigen sich inzwischen selber mit einer Reihe spezifischer (Untersuchungs-)Fragen, zu denen bis heute nur unter einem bestimmten erkenntnistheoretischen Blickwinkel oder noch gar nicht, bzw. nur unzureichend empirisch gearbeitet wurde. Während Rauschenbach/Thole am Ende der 1990er-Jahre und kurz vor Entstehung der ersten Auflage dieses Bandes feststellen, dass die Lage der „sozialpädagogischen Forschung“ noch wenig konsolidiert erscheine (vgl. Rauschenbach/Thole 1998, 12), gehen die Autor*innen jüngerer Veröffentlichungen nun von einer zunehmenden Profilierung im Bereich der Sozialarbeitsforschung aus (vgl. Oelerich/Otto 2011) und konstatieren eine erstaunliche Breite und Intensität der empirischen Forschungsaktivitäten. Soziale Arbeit präsentiert sich als „forschende Disziplin“ und verzeichnet momentan einen signifikanten Zuwachs an Forschungsaktivitäten (vgl. Schimpf/Stehr 2012 oder aktuell Bohnsack/Kubisch/Streblow-Poser 2018). Sowohl in der Praxis als auch im Rahmen der Ausbildung hat das empirische Forschen nun also einen hohen Stellenwert. Das zeigen die dazu einschlägigen in den letzten Jahren erschienenen Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, aber auch die neu entwickelten Modulhandbücher für Bachelor- und Masterstudiengänge im Bereich Sozialwesen. Im Hinblick auf die Forschungssituation an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften besteht weiterhin ein erheblicher Ausbaubedarf, und noch fehlt es an einer erkenntnistheoretischen Positionierung. Ein Diskurs über den Beitrag dieser vielfältigen empirischen Ergebnisse für die Wissensproduktion in der Sozialen Arbeit findet bislang nur höchst rudimentär statt.

Dieses Buch setzt am notwendigen Basiswissen von Studierenden Sozialer Berufe an, es soll ermutigen und Lust machen auf empirisches Arbeiten. Dazu ist die Kenntnis der zwei grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Zugangsweisen, der Vielfalt der Designs und Forschungsmodelle sowie der verwendbaren Auswahl-, Erhebungs- und Auswertungsmethoden und der zumindest exemplarische Nachvollzug einzelner forschungslogischer Abläufe unabdingbar.

Was ist neu?

Für die Neuerscheinung hat sich vor allem die Notwendigkeit ergeben, auf die in der Forschungspraxis aufkommende Beliebtheit des quantitativen Forschens zu reagieren und entsprechend dieser voraussichtlich zunehmenden Bedeutung ein möglichst trittsicheres Fundament – nicht zuletzt statistischer Art – zu legen. Zu diesem Zweck wurde erstmals ein Co-Autor miteinbezogen, der nicht nur auf ein einschlägiges sozialwissenschaftliches Studium mit entsprechenden Studieninhalten und quantitativem Forschungsschwerpunkt

rekurrieren kann, sondern auch über didaktische Erfahrung bei der Vermittlung von Statistik verfügt.

Die inhaltliche Systematik des Buches wurde infolgedessen der neuen zweigeteilten Optik – zwischen quantitativem und qualitativem Paradigma – angepasst. Um die Falle der konkurrierenden Forschungswege zu umschiffen, versuchen wir demgegenüber beide Empiriewelten für die Sozialarbeitsforschung zugänglich und nutzbar zu machen. Studierende und andere interessierte Anwender*innen sollen einen schnellen Überblick und ein tiefergehendes Verständnis der einzelnen Verfahren und deren Ineinandergreifen im praktischen Forschungsalltag vermittelt bekommen.

Der Aufbau des Buchs

Der erste Teil A beleuchtet die Relevanz empirischer Forschung für die Soziale Arbeit bzw. Soziale Berufe und deren Verortung in einem Feld von Bezugswissenschaften, insbesondere der Soziologie. Ein kurzer Anschnitt der historischen Entwicklung der empirischen Sozialforschung u. a. am Beispiel der mittlerweile klassischen Marienthal-Studie soll nicht nur das Interesse an der empirischen Arbeit und deren Ergebnissen wecken, sondern auch erste Einblicke in die praktische Umsetzung wissenschaftlicher Untersuchungen bieten.

Der zweite Teil B bildet als Methodenlehre das Herzstück der vorliegenden Einführung in die vielfältigen Verfahren der empirischen Sozialforschung. Nach dem einleitenden Kapitel III, in dem die unserer Ansicht nach wichtigsten Grundbegriffe und erkenntnistheoretischen Zugänge erläutert werden, wenden wir uns in Kapitel IV verschiedenen Untersuchungsdesigns sowie ausgewählten Forschungsmodellen zu, die erfahrungsgemäß von besonderer Relevanz für die sozialarbeiterische Praxis sind. Kapitel V und VI schließlich versuchen eine systematische Einführung in die Methoden zur Auswahl, Erhebung und Auswertung von Erfahrungsdaten, wobei wir uns bei der Aufteilung der Kapitel an dem in den Sozialwissenschaften vorherrschenden Paradigmenstreit zwischen quantitativem = variablenzentriertem – und qualitativem = fallbasiertem – Erklären orientiert haben, jedoch nicht, ohne die möglichen Synergien und die Komplementarität beider Forschungstraditionen aufzuzeigen.

Der dritte Teil C des Buches steht ganz im Zeichen der praktischen Anwendung und Durchführung empirischer Forschungsprojekte. Ziel dieser beiden Schlusskapitel (VII und VIII) ist es, einen Leitfaden für die tatsächliche Durchführung einer eigenen empirischen Untersuchung zu bieten, der freilich nur exemplarisch fungieren kann, aber die einzelnen Schritte des Untersuchungsablaufs identifiziert und nachvollziehbar macht.

Die Bedeutung empirischer Forschung für die Soziale Arbeit

Es ist nicht möglich in alle Varianten, Techniken und Methoden der empirischen Sozialforschung einzuführen, dies würde eine eigene Enzyklopädie der Sozialforschung erfordern und den Rahmen der beabsichtigten Vermittlung von Basiswissen deutlich sprengen. Bei den gewählten Auswertungsbeispielen wird aber der Akzent bewusst nicht nur auf inhaltlich einschlägige Themen gelegt, sondern auch auf Designs und Methoden, die in der Sozialen Arbeit nicht nur gut und vielfach einsetzbar, sondern inzwischen auch verbreitet sind. An vielen Stellen wird darüber hinaus auf einschlägige und weiterführende Literatur verwiesen,

sodass die Leser*innen mit spezifischen Forschungsanliegen sich dann auch vertiefter und detailliert an anderer Stelle informieren können.

Diese Einführung ist Studierenden Sozialer Arbeit und anderer sozialer Fachrichtungen sowie Praktiker*innen verschiedenster professioneller Tätigkeitsfelder auf mindestens drei Ebenen von Nutzen:

Innerhalb einer wachsenden Zahl von Bachelor- bzw. Masterabschlussarbeiten werden Untersuchungsfragen bearbeitet, zu denen noch sehr wenige oder sogar keine Forschungsergebnisse existieren und dabei eine Fülle (bisher noch kaum beachteter) neuer empirischer Daten produziert. Sowohl für die Absolvent*innen von Studiengängen Sozialer Arbeit als auch für bereits im Arbeitsfeld tätige Sozialarbeiter*innen und für professionell Tätige in verschiedenen sozialen Handlungsfeldern sind grundlegende Einblicke in die angewandte Empirie unabdingbar, um die Angemessenheit des methodischen Zugangs sowie die Ergebnisse kritisch einschätzen und um Nutzen für die berufliche Arbeit daraus ziehen zu können.

Die Notwendigkeit der selbstständigen empirischen Datenerhebung stellt Studierende sozialer Berufe während ihres Praktikums, aber auch berufserfahrene Praktiker*innen in den verschiedensten sozialen Einrichtungen vor völlig neue An- und Herausforderungen: Wenn z. B. Informationen über Klient*innen gesammelt und systematisch dargestellt werden sollen, im Rahmen der Sozialberichterstattung eine regionale Bedarfserhebung ansteht oder eine soziale Einrichtung Selbstevaluation oder auch Wirkungsforschung betreiben will.

Das berufliche Anforderungsprofil von beruflich in sozialen Arbeitsfeldern Tätigen wird sich im Zuge einer immer weiter voranschreitenden Professionalisierung in eine Richtung verändern, dass empirisch-methodisches Knowhow mit zur Schlüsselkompetenz gehört. Dies ist der Fall, weil empirische Daten verstärkt in den beruflichen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess mit einfließen, einen professionellen Habitus bilden helfen und oft sogar Grundlage für einschneidende Maßnahmen bilden (z. B. durch die Sozialberichterstattung). In den aktuell verabschiedeten Rahmenstudienordnungen an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften macht sich diese Akzentverlagerung bereits bemerkbar, nicht nur der Wissenstransfer zwischen den einzelnen im Studium vertretenen Fachdisziplinen wurde verstärkt, sondern auch der Wissenstransfer zwischen den Bezugswissenschaften und dem Kernfach Soziale Arbeit. Damit korrespondieren auch die Forderung nach einer weiter verstärkten Sozialarbeitsforschung¹ sowie die internationalen Bemühungen um die weiter ausgebauten, obligatorische Einführung von Master-Studiengängen in der Sozialen Arbeit. Innerhalb von Sozialarbeitsforschung können prinzipiell alle empirischen Methoden zum Einsatz kommen, die auch innerhalb anderer Wissenschaftsdisziplinen gebräuchlich sind, z. B. in der Psychologie und in der Soziologie². Sozialarbeitsforschung hat allerdings ein spezifisches Erkenntnisinteresse: Die Fragestellungen weisen eine unmittelbare Nähe zur beruflichen Praxis auf. Zum einen wird wie weiter oben bereits erwähnt unter dem neuen Paradigma

1 Ohne an dieser Stelle ausführlicher auf den in der einschlägigen Literatur anhaltenden Diskurs zum Begriff der Sozialarbeitsforschung einzugehen, wird Sozialarbeitsforschung hier so verstanden, dass die Stichprobe aus tatsächlichen oder potenziellen Klient*innen einer Einrichtung der Sozialen Arbeit gebildet wurde, die Fragestellungen theoretisch wie praxisnah entwickelt wurden und der Verwertungszusammenhang der Studie vorrangig auf die Umsetzung abgeleiteter beruflicher (sozialarbeiterischer) Handlungsstrategien gerichtet ist (vgl. dazu auch Steinert 2000, 69).

2 Wie bereits Steinert/Thiele ausführen, bedient sich die Sozialarbeitsforschung des gesamten Spektrums quantitativer und qualitativer Methoden (vgl. Steinert/Thiele 2000, 20), demgegenüber wird aber – zumindest zu diesem Zeitpunkt – von einer breiten Mehrheit der Autoren eine verstärkte Hinwendung zu qualitativen Methoden konstatiert (z. B. Oelrich/Otto 2011; Bock/Mietke 2010; Dörfmantel 1998, 127; Maier 1998, 58 und Moser 1995, 98ff).

der Sozialarbeitsforschung eine neue und zunehmende Fülle von Daten produziert, zum anderen bleibt für die Soziale Arbeit auch weiterhin das innerhalb ihrer Bezugswissenschaften produzierte Wissen relevant. Der angestrebte Wissenstransfer in die Praxis Sozialer Arbeit kann ohne methodologischen wie methodischen Zugang nicht gelingen, weil erst durch diesen Zugang die Konstruktionsprinzipien wissenschaftlichen Wissens sichtbar werden.

All jene, die einer voranschreitenden Verwissenschaftlichung der sozialarbeiterischen Praxis mit Skepsis oder sogar Reserviertheit begegnen, sollten bedenken, was die Alternative zu wissenschaftlichem – theoriegeleitetem und empirisch fundiertem – Wissen als Handlungshorizont im beruflichen Handeln wäre: eine wie immer eingefärbte dogmatisch-normative Orientierung, etwas Intuition und – erst im Laufe der Jahre dringend zu erwerbendes – Erfahrungswissen. Dabei soll die Notwendigkeit dieses Erfahrungswissens genauso wenig wie eine grundsätzlich gefestigte ethische Orientierung der Sozialarbeiter*innen in Abrede gestellt werden. Es geht aber letztlich um eine glaubwürdige Professionalisierung der Sozialen Arbeit, die um die wissenschaftliche Grundlegung (und dabei Grundlagenforschung) nicht herumkommt.

Die Bedeutung von Sozialarbeitsforschung

Sozialarbeitsforschung als Praxis- und Handlungsforschung kann z.B. Bausteine für eine gegenstandsbezogene Theorie (Glaser/Strauss 1967) bereitstellen und trägt damit bereits die Züge von Grundlagenforschung. Sozialarbeitsforschung liefert aber nicht nur die empirischen Grundlagen zur Theoriebildung, die auf die Belange der Sozialen Arbeit zugeschnitten sind, sondern liefert auch Daten für die Definition, Erklärung und Bearbeitung sozialer Problemlagen, die als professionell relevant erachtet werden (vgl. Steinert/Thiele 2000, 21)³. Sozialarbeitsforschung geht von einem praktischen Erkenntnisinteresse aus, die Perspektive des Individuums steht im Mittelpunkt. Darüber hinaus muss sie aber auch Daten für die Beschreibung und Analyse sozialer Verhältnisse liefern sowie Basisinformationen für die Wirkung und Effizienz sozialarbeiterischen Handelns, von neuen Konzepten und Verfahren (vgl. Maier 1998, 54). Eine weitere verstärkte Hinwendung oder gar Beschränkung auf qualitative Methoden erscheint wenig sinnvoll, weil diese unter einer erkenntnistheoretischen Perspektive betrachtet einer seit mindestens zwei Jahrzehnten beobachtbaren Entpolitisierung Sozialer Arbeit weiter Vorschub leisten könnte, indem der Fokus auf Einzelfallanalysen gerichtet bleibt und das therapeutisch orientierte Setting im Vordergrund steht. Empirische Forschung muss sich immer auch ihrer politischen Dimension bewusst bleiben, es geht um die Produktion von Wissen, das auch (ordnungs- oder sozial-)politisch genutzt werden kann. Dazu gilt es die gesellschaftlichen Herrschafts-, Ungleichheits- und Ausschlussverhältnisse kritisch zu reflektieren, denen nicht nur die Klient*innen Sozialer Arbeit unterliegen, sondern ebenso die dort professionell Tätigen. Der Sozialen Arbeit, die sich seit der Jahrtausendwende vor allem als Menschenrechtsprofession begreift, wäre es durchaus gemäß, sich über ihre Forschungspraxen auch kritisch zu positionieren. Neben der Theorieentwicklung ist die empirische Forschung eine konstitutive Voraussetzung für die Weiterentwicklung der Disziplin und Profession. Der Gegenstandsbereich der Sozialarbeitsforschung wird auf drei

³ Als Forschungsfelder von Sozialarbeitsforschung werden u. a. genannt: Praxisforschung, Grundlagenforschung, Sozialplanung/ Sozialberichterstattung, Politikberatung, Organisationsberatung und -entwicklung, Verbändeforschung, Evaluationsforschung, Implementationsforschung, wissenschaftliche Beratung, Technologieberatung, Wirkungsforschung, Ausbildungsforschung, Berufsperspektivenforschung, Arbeitsfelderforschung, Zielgruppenforschung (vgl. Steinert/Thiele 2000, 22).

Dimensionen gesehen, nämlich auf der Ebene der Institution, der Profession und der Adressat*innen Sozialer Arbeit (vgl. Oelerich/Otto 2011, 10).

Aus soziologischer Sicht kann mögliches Thema bzw. Inhalt einer empirischen Untersuchung alles sein, was als soziales Handeln begriffen werden kann und darunter wird nach Max Weber solches Handeln verstanden, das seinem subjektiv gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer Menschen bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist⁴. Soziales Handeln bedeutet in dieser Konnotation folglich, dass sowohl fürsorgliches Verhalten anderen Personen gegenüber als auch ein extrem destruktiver Verhaltensakt, wie das Umfunktionieren von zivilen Flugzeugen zu lebenden Bomben als soziales Handeln gilt, denn die Adressaten sind andere Menschen und von der Tat geht ein symbolisches, z. B. ein politisches Statement aus. Mit einem derart weit gefassten sozialen Handlungsbegriff kann das ebenso weite Einsatzfeld der Sozialen Arbeit komplett abgedeckt werden und es mag sich schon durch die Vielfalt der Fragestellungen, von der Gewalt gegen Kinder bis zur Altenarbeit andeuten, dass auch eine Vielfalt von Instrumenten benötigt wird. Nicht in jedem Bereich ist es möglich oder sinnvoll, zu einer Befragung zu greifen, wenn auch in der Öffentlichkeit vor allem die Verwendung von Fragebögen als die empirische Methode schlechthin angesehen wird. Der methodische Zugang sollte der Untersuchungsfrage und der jeweiligen Untersuchungsgruppe angemessen gewählt werden, deshalb wird in diesem Band auch ein breiteres (wenn auch nicht erschöpfendes) Spektrum von Methoden behandelt werden.

⁴ Als kurze Einführung in die Verstehende Soziologie von Max Weber sei an dieser Stelle Korte/Schäfers (1993), „Der Mythos von Heidelberg: Max Weber“ empfohlen.

A. Einführung

Der erste Teil A dieser Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung in ihrer Relevanz für die sozialen Berufe soll als Handreichung dienen und als inhaltliche Rahmung für die eher technischen Aspekte, die es in Teil B zu besprechen gilt.

Wir wollen einen Einblick in die alltägliche und wissenschaftspraktische Relevanz empirischer Methoden der Sozialforschung bieten und das Interesse an der Beschäftigung mit diesem Thema wecken. Methodisch geleitete Forschung muss keine lebensferne Tätigkeit ohne direkten praktischen Nutzen sein; im Gegenteil hat gerade die Erforschung der sozialen Wirklichkeit oft einen unmittelbaren Bezug zu den alltäglich erlebten Problemen und kann uns ebenso helfen, die ganz gewöhnlichen Absonderlichkeiten unserer eigenen sozialen Routinen aufzudecken, wie gänzlich neue Perspektiven und Ausblicke auf uns bislang unbekannte Bereiche menschlicher Interaktion zu eröffnen.

In diesem Sinne soll zunächst der Zusammenhang von Sozialer Arbeit, empirischer Forschung und Soziologie auch in seinen ganz alltäglichen Erscheinungsformen aufgedeckt und diskutiert werden (Kapitel I). Daran anschließend lohnt der Blick in die Geschichte der empirischen Sozialforschung, um besser zu verstehen, woher unsere heutigen Praktiken stammen und zugleich aufzuzeigen, welche Fallstricke sich über den nicht immer geradlinigen Weg der wissenschaftlichen Erhebung und Interpretation sozialer Handlungsweisen spannen (Kapitel II).

Methodenvielfalt: Lieben Sie Krimis?

Es war bereits kurz nach Mitternacht als Kommissarin Karo Fallander am Tatort eintraf. Die Villa stand etwas erhöht und war hell erleuchtet. Der Nieselregen vom Nachmittag hatte sich inzwischen in einen regelrechten Platzregen verwandelt und Karo Fallander dachte etwas misstrauisch an ihre neuen Pumps, die nun in diesem Schlamm vermutlich ruiniert werden würden. Die Spurensicherung musste nun schnell arbeiten und dies bei Dunkelheit, um eventuelle Tritt- oder Fahrspuren rund um das Haus noch aufzunehmen (physischer Nachweis, Kapitel IV, Punkt 3.4.5). Sie nickte den beiden Uniformierten am Hauseingang kurz zu und betrat das Vestibül. Überall schwirrten bereits Leute aus ihrer Abteilung herum, ihr Assistent, der immer etwas hektische, hoch aufgeschossene Sven nahm sie wortlos am Arm und führte sie in das Wohnzimmer im rechten Flügel der Villa.

Die Leiche, Ronald Wellenbrink, 36 Jahre alt und ein stadtbekannter Rechtsanwalt lag seitlich, mit leicht angewinkelten Beinen und schien in ihre Richtung zu starren. Er sah auf den ersten Blick unverehrt aus, wenn nicht das kleine Loch in seiner Stirn gewesen wäre, das nun so wirkte, als ob er ein drittes Auge besäße. Fallander wandte sich an Sven, er möge dafür sorgen, dass sich die Spurensicherung erst mal draußen umsehen solle, bevor sie im Haus so richtig loslegten. Außerdem solle er sich darum kümmern, dass er die Telefonnummern von den jeweiligen dienstvorgewetzten Kollegen aus den zwei Nachbarbezirken herausfinde.

„Du meinst jetzt sofort?“ wandte Sven stirnrunzelnd ein.

„Natürlich sofort. Sonst hätte ich Dich nicht darum gebeten. Auf der Herfahrt ist mir eingefallen, dass wir bereits zwei Anwaltsmorde in diesem Jahr hatten. Ich möchte dem nachgehen und brauche die Unterlagen dazu. Alles was die haben (Inhaltsanalyse, Kapitel VI, Punkt 3.1). Vielleicht ist es unsere erste Spur. Nicht antworten Sven, los geht's!“

Karo wappnete sich innerlich gegen den bevorstehenden inneren Gefühlstaumel und näherte sich dann vorsichtig der Leiche. Sie bat einige der Uniformierten im Hintergrund, doch kurz den Raum zu verlassen. Sie wollte möglichst ungestört ihre ersten Eindrücke auf sich wirken lassen, die Atmosphäre im Raum erfassen.

Was hatte sich hier abgespielt?

Das Opfer war vollständig und äußerst korrekt bekleidet, Hemd, Krawatte, Sakko, passende Hose, Socken und Straßenschuhe. Sie machte sich eine Notiz. Bewegte sich Ronald Wellenbrink in seinem eigenen Hause immer so, hatte er Besuch erwartet oder war er etwa erst kurz vor der Tat nach Hause gekommen? Hatte er überhaupt begriffen, was mit ihm geschehen würde? Hatte er noch Zeit gehabt, zu begreifen? Gab es noch ein kurzes Erschrecken, als er sich dem Täter oder der Täterin gegenüber sah? Wie war sein Gesichtsausdruck zu deuten? Solche und ähnliche Gedanken schossen Karo durch den Kopf. Andererseits, was sagte die Statistik zu Morden: Sie geschahen am häufigsten im Wohnumfeld der Opfer, der oder die Täterin stammten aus dem sozialen Nahraum des Opfers und die Morde geschahen meist nachts (deduktives Schließen, Kapitel III, Punkt 4). Hier aber handelte es sich um eine

regelrechte Hinrichtung, dies war kein Verbrechen aus Leidenschaft gewesen, oder musste der Täter die Tat so sorgfältig planen, weil er sich sonst ohne Chance auf Erfolg wähnte? War der Täter dem Opfer körperlich unterlegen gewesen, eine Frau? Andererseits fiel ihr plötzlich ein altes Sprichwort ein, wonach Rache ein Gericht sei, das am besten kalt serviert wurde. Ja, diese Tat war kaltblütig erfolgt, hier gab es kein sinnloses Walten unkontrollierter Emotionen. Dies war die Tat eines einzelnen, beherrschten und kaltblütigen Täters gewesen, ein guter Schütze obendrein (induktives Schließen, ebd.). Die Kugel würde erste Hinweise auf die Tatwaffe liefern und mit Glück einige Indizien, in welche Richtung die weiteren Ermittlungen liefen (wiederum physischer Nachweis, Kapitel IV, Punkt 3.4.5).

Barbara, eine Kollegin, steckte kurz den Kopf zur Türe herein.

„Störe ich dich?“

„Nein komm nur herein, ich denke fürs Erste reicht mir, was ich gesehen habe. Hast du was für mich?“

An dieser Stelle wurden sie in ihrem Dialog unterbrochen, ein Angestellter aus der Gerichtsmedizin fragte an, ob sie die Leiche jetzt mitnehmen könnten.

„Oh ja“ entfuhr es Karo „klar könnt ihr.“ Sie war immer ein wenig erleichtert, wenn die fachkundigen Kollegen anrückten, in Gegenwart einer Leiche war sie immer noch etwas befangen, auch über 20 Berufsjahre änderten daran wenig.

„Draußen warten die Haushälterin, die Schwägerin und der Bruder von Ronald Wellenbrink. Ich dachte, du würdest sie umgehend vernehmen wollen“ (Face-to-face-Interview, Kapitel V, Punkt 2.2.4 und Kapitel VI, Punkt 2.2).

„Waren denn alle drei zur Tatzeit im Haus?“

„Nein. Nur die Haushälterin. Sie schlief oben in ihrem Zimmer unter dem Dach, als sie den Schuss hörte. Der Bruder und seine Frau kamen etwa eine halbe Stunde nach dem Eintreffen der ersten Polizeistreife hier an.“

„Okay. Ich beginne mit der Haushälterin. Aber vorher noch etwas anderes. Was ist mit den Bändern aus der Videokamera am Eingang?“ (Nicht teilnehmende Beobachtung, Kapitel IV, Punkt 3.4.3).

„Sind bereits auf dem Weg ins Labor. Wir scheinen Glück zu haben, die Aufzeichnung wurde erst in dem Moment unterbrochen, als wir das Band herausnahmen.“

„Gut gemacht. Kümmerst du dich bitte darum?“ Und mit einem Blick auf Barbaras unwilliges Schulterzucken fügte sie hinzu. „Du weißt, ich kann das nicht einem der Jungs überlassen, wir dürfen nichts übersehen. Diese Auswertungen sind monoton und anstrengend zugleich. Aber ich brauche jemanden, der exakt und systematisch vorgeht, diese Aufzeichnungen könnten entscheidend sein (Inhaltsanalyse, Kapitel VI, Punkt 3.1 und Bildanalyse, Kapitel VI, Punkt 2.4 und Punkt 3.3). Außerdem, ruf' bitte Rückers an und frag' schon mal an, ob er ein paar Leute aus seiner Abteilung entbehren kann.“

„Du willst sie observieren?“ (verdeckt teilnehmende Beobachtung, Kapitel IV, Punkt 3.4.4).

„Ich meine den Bruder und die Schwägerin?“ Barbara schien überrascht.

„Ich weiß noch nicht, ob es notwendig sein wird, aber für den Fall des Falles will ich mir schon mal die Leute sichern. Und ich kann keine Anfänger gebrauchen.“

Im Hinausgehen wandte sich Barbara noch einmal um. „Soll ich dir den Bruder hereinschicken und dann die Hausangestellte?“

„Nein. Schicke mir die Haushälterin, mit den Verwandten spreche ich erst später. Ich möchte mir noch das übrige Haus ansehen, besonders den Schreibtisch unseres Anwalts.“

„Aber es geht schon auf ein Uhr zu, meinst du nicht, das wird ein wenig spät?“ wandte Barbara ein.

„Du hast Recht. Ich für meinen Teil habe die Nacht sowieso schon abgeschrieben. Vielleicht kann Katja das Gespräch übernehmen, aber sagen wir erst in einer halben Stunde, und ich komme dann dazu und sehe mir die beiden an.“

„Don't touch me baby ...“ Ein alter Song blitzte durch Barbaras Gehirn.

„Du willst dich wohl auf die Intuition durch Augenschein verlassen?“

„Nein, ganz und gar nicht, ich sehe mir lieber ihre Körpersprache an“ (offen teilnehmende Beobachtung, Kapitel IV, Punkt 3.4.2).

Barbara wusste nicht genau, ob Karo scherzte, aber die Kommissarin blieb ernst und wandte sich bereits dem Biedermeier-Schreibtisch im Hintergrund des Raumes zu.

Sie durchsuchte den Schreibtisch systematisch, von links oben nach rechts unten, fand aber nichts auf den ersten Blick Interessantes. Ein paar Kontoauszüge. Das Opfer verfügte über recht hohe Summen. Hier gingen wöchentliche Überweisungen ein, mit denen eine Beamtin im öffentlichen Dienst mindestens einen Monat lang auskommen musste. Aber Karo war sich nahezu sicher, dass es sich nicht um einen Raubmord handelte. Im Übrigen gab es ein paar Prospekte über Immobilien im oberbayerischen Voralpenland, etliche Auszüge aus juristischen Kommentaren und einige Ausgaben der Neuen Juristischen Wochenschrift. Wollte Wellenbrink etwa umziehen, den schönen alten Familienbesitz veräußern? Gab es Streit zwischen den Brüdern, seit die Schwägerin mit im Haushalt lebte? Karo machte sich eine Notiz.

Als sie auf die Knopfverschlüsse im hinteren Bereich der mittleren Schublade stieß, musste sie lächeln. Ein Geheimfach, wie altmodisch und wie praktisch. Sie probierte ein wenig daran herum, aber es wollte sich nicht öffnen lassen. Schon wollte sie einen Kollegen von der Spurensicherung dazu holen, als es plötzlich nachgab. Zum Vorschein kam ein Tagebuch. Karo Fallander lächelte, zum zweiten Mal an diesem Abend. In diesem Moment öffnete sich die Tür und herein trat eine ältere Dame, Karo schätzte sie spontan auf Anfang sechzig.

„Ich soll mich bei Ihnen melden?“ fragte die Dame etwas unsicher.

„Ach ja“, gab Karo zurück, die sich darauf besann, wen sie da vor sich hatte, „bitte kommen Sie doch herein und nehmen Sie Platz. Ich bin Karolin Fallander von der Mordkommission.“ Sie reichten sich die Hand.

Das Tagebuch konnte noch warten, das würde sie sich später zuhause vornehmen, bei einer schönen starken Tasse Kaffee.

„Sie sind Frau ...?“ begann Karo ohne Umschweife.

„Ich bin Pamina Marquardt, 64 Jahre und seit über 30 Jahren bei den Wellenbrinks. Ich war schon bei Ronalds und Stefans Vater im Hause, ich kenne die Familie praktisch von Anfang an.“

Karo, die bei der Nennung des Vornamens gedanklich etwas abschweifte und über die ambitionierten Eltern von Frau Marquardt nachdachte, riss sich am Riemen. Das war die Müdigkeit, die sich nun doch bemerkbar machte.

„Dann möchte ich Ihnen zuerst mal mein Beileid ausdrücken Frau Marquardt. Das muss ja heute ein furchtbarer Schock für Sie gewesen sein.“

Bei dem Wort Beileid brach Frau Marquardt dann auch prompt in Tränen aus.

Karo wartete, bis sich die Frau wieder etwas gefasst hatte. Danach war sie jedoch erstaunlich gut in der Lage, das, was sie der Reihe nach an diesem Abend bis zu ihrem Zubettgehen getan hatte, zu schildern.

„Wie kommt es, dass Sie so genau wissen, wann Sie die Küche verlassen haben, Sie sagten, es war genau fünf Minuten vor acht?“ warf Karo ein.

„Nun das kommt davon, dass ich immer, jeden Tag um genau fünf vor acht die Küche verlasse, um nach oben zu gehen und mir die Tagesschau anzusehen. Ronald isst abends immer kalt und Stefan und Uschi waren nicht zuhause, die hatten ja ihren Theaterabend.“

„Geht es hier immer so regelmäßig zu, ich meine, haben alle Familienmitglieder einen so exakten Zeitplan?“

„Nun, Organisation ist doch bekanntlich das halbe Leben, in diesem Hause haben sich schon immer alle nach der Uhr gerichtet“ erwiderte Frau Marquardt in einem Ton, der keinen Einwand duldete.

„Was ist Ihrer Meinung nach heute hier passiert, Frau Marquardt? Ich weiß, Sie haben die Tat nicht beobachtet, aber was geschah, nachdem Sie den Schuss gehört hatten und woher wussten Sie überhaupt, dass es sich um einen Schuss handelte?“

„Nun das wusste ich zunächst nicht. Ich hatte bereits fest geschlafen, sogar geträumt und zunächst passte dieser laute Knall auch zu meinem Traum, ein Knall, als wäre eine Metalltüre mit großer Wucht zugeschlagen worden.“

„Und dann?“

„Ich war plötzlich völlig wach und hatte starkes Herzklopfen, knipste das Licht an und holte erst mal die Notfalltropfen aus meinem Nachttisch. Ich war plötzlich in Panik, bekam die Schublade nicht auf und dann verschüttete ich auch noch die halbe Flasche. Schließlich griff ich mir den Morgenmantel und sauste die Treppe herunter. Ich war mir plötzlich sicher, dass etwas Furchtbares passiert sein musste.“

„Warum waren Sie sich da so sicher? Sie wussten plötzlich, dass es sich um einen Schuss gehandelt hatte?“

„Ja, schließlich bin ich Sportschützin seit 1959, allerdings jetzt nicht mehr organisiert. Ich meine im Verein. Ich weiß, wie ein Schuss klingt.“

Interessant, dachte die Kommissarin, eine geübte Sportschützin, sie machte sich eine Notiz.

1 Sozialforschung im alltäglichen Raum

Schon morgens, während wir das Frühstück vorbereiten, erfahren wir aus dem Radio, dass ein Drittel der Schulkinder ohne Frühstück das Haus verlässt und etwa die Hälfte der Schulkinder kein Pausenbrot von Zuhause mitbekommt, dass ein Drittel der Kinder unter 14 Jahren übergewichtig sind und eine flächendeckende Versorgung mit einem warmen Mittagessen in der Schule nicht in Sicht ist. Wenn wir später auf dem Weg zur Arbeit die Tageszeitung aufschlagen, lesen wir, dass inzwischen jeder vierte Vater Elterngeld bezieht, aber nur sieben Prozent der Väter für länger als zwei Monate eine Auszeit vom Job nimmt. Mütter bekommen durchschnittlich 868 Euro Elterngeld, Väter 1.204 Euro¹. Am Abend wird in der Tagesschau auf ARD verbreitet, wie viele Migrant*innen in unserem Land leben und in welchen Städten ihr relativer Anteil an der Bevölkerung besonders hoch ist, wie stark die Bevölkerung altert und wie sich dabei etwa die Zahl der Hundertjährigen in Deutschland vervielfacht hat. Dass viele Beschäftigte aus dem Niedriglohnsektor wie Leiharbeiter*innen, Zimmermädchen und Gebäudereiniger*innen auf eine Aufstockung ihres Lohns durch Hartz IV verzichten, wohl aus Unkenntnis ihrer Ansprüche. Viele Fakten und Zahlen durchziehen also unseren Alltag, nicht immer nehmen wir diese Informationsflut bewusst wahr

¹ So z.B. zu lesen in der Süddeutschen Zeitung im Dezember 2013.

oder könnten auf Rückfrage genau angeben, woher wir dieses Wissen haben. Viele dieser alltäglich verbreiteten Daten werden durch Institutionen und Behörden, wie das Bundesamt für Bevölkerungsforschung, die Deutsche Gesellschaft für Ernährung oder das Statistische Bundesamt erhoben und über das Radio, das Fernsehen, das Internet oder die Printmedien verbreitet. All diese Medien wiederum beliefern uns mit genau der Art und dem Umfang von Informationen, wie sie die zuvor erhobenen Nutzeranalysen vorgeben, weil z.B. für jede Tageszeitung die Informationen über ihre Leserschaft, also über deren Informationsbedürfnisse, Interessen und Präferenzen, entscheidend das Überleben und den Erfolg am Markt bestimmen². Auch die Sendezeiten im Fernsehen, das neben dem Internet wohl immer noch bedeutendste Massenmedium unserer Zeit, werden von dem in umfangreichen Analysen erhobenen Zuschauer*innenprofil bestimmt. Nicht nur die Art der Sendung, sondern auch ihr Umfang und ihre mehr oder minder günstige Platzierung am Sendeabend hängen von Umfrageanalysen ab (vgl. Atteslander 2010, 3).

Keine Partei wäre gut beraten, ohne politische Meinungsumfragen in den Wahlkampf zu ziehen, kein Parlament erlässt wichtige Gesetze, ohne die Einstellung der Bürger*innen durch Umfragen zu erkunden. Wirtschaftsunternehmen, Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbände, das Militär und sogar die Kirchen bedienen sich in steigendem Maße empirischer Methoden der Sozialforschung. Weder die politischen noch die wirtschaftlichen Zentren der Macht können heute auf diese Form der empirischen Datenproduktion verzichten: Sie ist schon lange zu einem bedeutenden Faktor gesellschaftlicher Entscheidungsfindung geworden (vgl. ebd.).

In Nürnberg hat Europas zweitgrößter und weltweit drittgrößter Marktforschungskonzern, die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) ihren Sitz. Ihr ist es gelungen den sogenannten gläsernen Konsumenten zu schaffen und zwar in Haßloch, einer 19.000 Einwohner*innen starken, zum bundesdeutschen Durchschnitt erklärten Pfälzer Gemeinde. Durch die freiwillige Teilnahme fast der gesamten Haushalte herrscht weitgehende Transparenz über die täglichen Konsumententscheidungen sowie die gewählten Verkehrswege. Haßloch ist seit vielen Jahren komplett verkabelt und die GfK geht davon aus, dass am Ort nicht nur die durchschnittliche deutsche Kaufkraft repräsentiert ist, sondern auch außerhalb des täglichen Konsums vom durchschnittlichen Mittelmaß in Bezug auf politische Meinung, allgemeine Werthaltungen und Einstellungen ausgegangen werden kann. Die dreitausend Haushalte liefern der GfK beispielsweise Informationen darüber, wie viele Quadratmeter die Familie bewohnt, ob das Bad gefliest ist, wie viele Türen die Kühl- und Gefrierkombination hat, ob eine Mikrowelle vorhanden ist und wie die Borsten der zuletzt gekauften Zahnbürste stehen (gerade oder in V-Stellung?). Die GfK weiß auch automatisch, wie viele Kondome der Haßlocher kauft und von welcher Sorte, sie weiß, ob die Haßlocherin Damenbinden oder Tampons bevorzugt und in welchem Alter sie damit anfängt und aufhört. Und sie weiß vor allen Dingen, welche Werbung sie für welches Produkt begeistert hat – selbst dann, wenn die Frau es selbst nicht weiß (vgl. Süddeutsche Zeitung, Magazin 41/1994, 10 ff).

Die GfK weiß außerdem, ob die Käufer von Kriegsspielzeug eher die Bild-Zeitung lesen oder die Frankfurter Allgemeine Zeitung und dass Produkte mit Öko-Image in den letzten Jahren besonders gut ankommen. An dieser Stelle zeigt sich auch ganz deutlich, dass es nicht nur um Konsumgewohnheiten geht, sondern unter Umständen auch um die sozio-politische Dimension, die sich hinter alltäglichen Kaufentscheidungen verbirgt.

2 In einer von mir in den Jahren 1991–1992 durchgeführten Zeitungsanalyse der auflagenstärksten Abonnementzeitungen in den neuen Bundesländern bestätigt sich eindeutig die starke Ausrichtung der Art der Berichterstattung an der Leser*innenresonanz (vgl. Schaffer/Zelinka 1993).

Die hohe Bedeutung, die der Marktforschung in Deutschland, aber auch in anderen entwickelten Industrieländern zukommt, liegt nicht nur darin begründet, dass sie auch politisch handlungsrelevante „soziale Tatbestände“ zutage fördert, sondern dass sie auch für die Entwicklung und Verfeinerung empirischer Forschungsmethoden eine enorme Bedeutung hatte und hat. Viele der heute gebräuchlichen Instrumente, etwa im Bereich der Meinungsumfragen, wurden im Kontext der Marktforschung entwickelt. Aktuellstes Beispiel dafür ist der zunehmende Einsatz von Telefoninterviews im Bereich der empirischen Sozialforschung.

2 Alltagswissen und Sozialforschung

Vielleicht sind auch Sie als Leser*in der Meinung, dass eine gehörige Portion Erfahrungswissen und Intuition bereits genügen, um Zusammenhänge zu erkennen, Probleme zu lösen und Folgen von Veränderungen abzuschätzen? Wenn ja, dann befinden Sie sich in guter Gesellschaft mit einer Reihe von Praktiker*innen aus allen Sparten von sozialen Berufen, die der zunehmenden „Verwissenschaftlichung“ der Sozialen Arbeit mit ablehnender Skepsis begegnen. Doch bedenken Sie: **Plausibilität ist kein Wahrheitskriterium!**

Wählen wir doch ein Beispiel, das in den letzten Jahren in vielen öffentlichen Diskursen eine bedeutende Rolle spielte und, dank seiner scheinbar bestechenden Logik bis heute eine nicht leicht ausräumbare Popularität genießt:

Immer wieder wird behauptet, dass der steigende Anteil ausländischer Arbeitskräfte, die nach Deutschland drängen, die Einkommen der einheimischen Bevölkerung senken und die Zahl der Erwerbslosen weiter ansteigen lassen wird. Im Gegensatz dazu kamen zahlreiche US-amerikanische Untersuchungen (und die USA bilden hier durch vergleichbare Immigrationszahlen zumindest in den 1990er-Jahren eine ganz gute Vergleichsbasis) zu dem übereinstimmenden Ergebnis, dass sich die Einkommen der Inländer*innen infolge hoher Zuwanderungsbewegung nur geringfügig nach unten hin entwickeln, die Erwerbslosenquote dagegen völlig konstant bleibt. Ein Teil der inländischen Arbeitnehmer*innen profitiert sogar vom Zuwanderungsstrom: die Farbigen und die Frauen, die nun im Durchschnitt sogar etwas mehr verdienen. Die eigentlichen Einkommensverlierer*innen sind die bereits im Land befindlichen, kürzlich zugewanderten Ausländer*innen (vgl. Diekmann 2017, 29).

Dieses Beispiel soll verdeutlichen: Plausible Argumentationen können den empirischen Tatbeständen widersprechen, auch wenn sie noch so bestechend logisch anmuten. Das Alltagswissen liefert weder präzises noch eindeutiges oder systematisches Wissen über soziale Zusammenhänge.

Alltagswissen	Wissenschaftliches Wissen
Beruht auf alltäglicher, subjektiver und selektiver Beobachtung	Beruht auf zumindest intersubjektiv nachprüfbarer, systematisierter Beobachtung
Wird aufgefüllt mit persönlicher Erfahrung und Wissenssplintern unterschiedlicher Quellen	Der einzelne Untersuchungsschritt wird dokumentiert
Verlässt sich auf Intuition und praktische Erfahrungen	Wird im Lichte weiterer empirischer Untersuchungen und im wissenschaftlichen Diskurs geprüft
Beansprucht Gültigkeit aufgrund subjektiver Einschätzung und Erfahrung	Lässt nur gelten was vorläufig verifiziert oder letztlich falsifiziert werden konnte

Tabelle 1: Vergleich Alltagswissen, wissenschaftliches Wissen

Eine Grenzziehung zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen fällt oft schwer, weil das wissenschaftliche Wissen immer mehr Bereiche des Alltags durchdringt, etwa über die Medien, und dann gar nicht mehr als solches zur Kenntnis genommen wird. Bisweilen werden auch die Ergebnisse empirischer Studien, die eine vorgefasste Alltagsmeinung bestätigen als trivial abgewertet. Dabei wäre zu bedenken, dass das, was einer persönlichen Meinung entspricht, nicht gleichwohl als gesicherter Tatbestand gelten kann, auch wenn die persönliche Meinung und das wissenschaftliche Forschungsergebnis zufälligerweise einmal deckungsgleich sind. In der Regel finden sich in alltäglichen Argumentationen auch häufig widersprüchliche Ansichten oder Meinungen, die einer weiteren Differenzierung gar nicht standhalten. Dazu ein weiteres Beispiel:

Gerade unter dem Eindruck von Amokläufen, vor allem wenn es dabei um Fälle von sogenanntem Schoolshooting geht, wird in der Öffentlichkeit immer wieder und mit großer Heftigkeit die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit gewalthaltiger Videospiele oder Internetclips in Bezug auf jugendliche Zuschauer*innen diskutiert.

Dabei werden drei unterschiedliche Standpunkte sichtbar: Erstens, es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem Konsum dieser Videospiele und der Aggressionsbereitschaft; zweitens, solche Videospiele senken die Aggressivität sogar, weil sich die Jugendlichen beim Betrachten bereits abreagieren (nach der Katharsis-These vom griechischen Begriff ‚katharsis‘ = Reinigung) und drittens, diese Videospiele erhöhen die Aggressionsbereitschaft und liefern u. U. sogar direkte Stilvorlagen für eigene Taten (nach der These des sozialen Lernens am Rollenmodell).

Vielleicht für einige überraschend steht der empirische Nachweis der Gültigkeit einer der drei Positionen bis heute leider aus, weil auch die empirische Forschung hier vor einigen Problemen steht. Wenn in einer wissenschaftlichen Untersuchung eine Gruppe von Jugendlichen, von denen bereits bekannt ist, dass sie regelmäßig sogenannte Ego-Shooter-Spiele spielen (Gruppe V) mit einer anderen Gruppe von Jugendlichen verglichen würde, die völlig anderen Freizeitbeschäftigungen nachgeht (Gruppe K), und diese erste Gruppe zeigt in einem standardisierten Aggressionstest tatsächlich höhere Aggressionswerte, ist der kausale Zusammenhang zwischen dem Spielen eines solchen Spiels und des danach gezeigten Verhaltens keineswegs bewiesen. Es könnte sein, dass sich die Gruppe V aus ganz anderen Gründen aggressiver zeigt als die Vergleichsgruppe K, z. B. aufgrund häuslicher Gewalterfahrungen. Hier zeigt sich also unter Umständen das Problem der Selbstselektion (vgl. dazu die Problematik von (Quasi-) Experimentaldesigns unter Kapitel IV, Punkt 2.1 und 2.2). Wenn die beiden Gruppen von Jugendlichen dagegen durch das Ziehen verschiedenfarbiger Lose auf die Gruppen V und K verteilt würden, sie danach jeweils ein Ego-Shooter-Spiel bzw. ein völlig harmloses Rollenspiel spielen und danach ihre Aggressionswerte gemessen würden, lässt sich selbst bei den eventuell festgestellten Unterschieden nicht belegen, wie kurz- oder langfristig die gemessenen Effekte auftreten, noch zu welchem Verhalten diese animieren. Auch müsste betrachtet werden, wie valide der eingesetzte Aggressionstest ist, ob die Mess-Ergebnisse eventuell rein zufällig aufgetreten sind und ob nicht das Untersuchungsteam selber (un-)beabsichtigten Einfluss genommen hat (vgl. dazu auch Diekmann 2017, 64–67). In den USA werden inzwischen Längsschnittstudien (vgl. Kapitel IV, Punkt 1.2) zur Klärung dieser Fragen eingesetzt, wobei die meisten dieser Ergebnisse noch ausstehen.

Eines sollte diese Thematik verdeutlichen: Alltagswissen oder Plausibilität des Arguments ersetzen nicht den systematischen Nachweis unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher

Methoden. Darüber hinaus ist es auch die Aufgabe empirischer Testung, nicht nur die Richtung, sondern **auch die Stärke eines vermuteten Zusammenhangs** zu messen.

Was das Alltagswissen noch unter einem ganz anderen Aspekt als fragwürdig oder zumindest wenig vertrauenswürdig erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass wir alle sehr selektiv wahrnehmen. Unser aller Blick auf die Realität erfolgt quasi durch einen Filter, dessen mehr oder minder engmaschiges Netz aus dem Stoff unserer Vorerfahrungen, früheren Beobachtungen und stets im Voraus getroffenen Situationsdefinitionen gewebt ist³. Diese Art der vorstrukturierten Wahrnehmung vollzieht sich größtenteils unbewusst, bestimmt aber nichtsdestotrotz den subjektiven Ausschnitt unserer Wirklichkeit.

Das Thomas-Theorem (nach dem Soziologen W. I. Thomas benannt) besagt, dass für Menschen, die eine Situation als real definieren, auch die aus dieser Situation folgenden Konsequenzen real sind. Das bedeutet, dass wir die uns umgebende Wirklichkeit stets durch (bewusst und unbewusst) getroffene Situationsdefinitionen vorstrukturieren und vor allem die auf diese Definition bezogenen Reaktionen und Handlungsfolgen wahrnehmen.

Um uns aus inneren Stabilitätsbedürfnissen heraus darüber hinwegzutäuschen, dass das, was für uns Wirklichkeit ist, noch längst nicht mit der unseres Gegenübers übereinstimmt, tun wir nur so, als gäbe es nur eine Wirklichkeit und nicht unendlich viele Variationen von Welten (vgl. Watzlawick 1976). Vorerfahrungen, momentane psycho-physische Befindlichkeit, individuelle Lebensphase, Wünsche und Wunschvorstellungen durchziehen also die Alltagswahrnehmung und wir alle haben unter Umständen die Erfahrung gemacht, wie anders plötzlich die Umgebung wahrgenommen wird, wenn man krank ist oder mit einer Knieverletzung durch die Fußgängerzone humpelt, wie neu die Umwelt mit einem dreijährigen Jungen an der Hand erfahren wird, oder wenn wir gerade frisch verliebt sind. Zu den Eigenheiten der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit gehört auch, dass sie sich verändert, wenn wir sozialem (Gruppen-)Druck ausgesetzt sind (hierzu gibt es Experimente, die nachweisen, dass Testpersonen in einem Experiment eine sonst leicht „richtig“ lösbare Testaufgabe falsch lösen, weil vorgebliche andere Testpersonen eine gegenteilige Meinung abgeben als die Testperson selber) oder wenn wir uns mühevoll zu einer Entscheidung durchgerungen haben und dann unbewusst nur noch Informationen herausfiltern, die uns in diesem Beschluss bestätigen oder gar gegenläufige Informationen uminterpretieren lassen. All diese Besonderheiten der menschlichen Wahrnehmung demonstrieren das Alltags- oder Erfahrungswissen als nicht eben zuverlässigen, validen Informationsträger.

3 Was heißt hier Soziologie? Zum Beispiel Schuhe!

„Den coolsten aller Schuhe – ich wollte ihn finden, unbedingt. Es war zuerst nichts weiter als eine Idee, obwohl ich mir sicher war, dass es ihn geben würde: Ich suchte nach dem Schuh, den eine bestimmte Jugendkultur, z. B. die Skater oder die Rapper, am besten findet, der für sie die größte Bedeutung hat. Was genau er bedeutet, wollte ich herausfinden. Und

3 W. I. Thomas (1863–1947) sagt: “If men define situations as real they are real in their consequences.” Wenn wir z. B. eine Bank betreten, um einen Scheck einzulösen, stellen wir uns innerlich mehr oder minder bewusst auf diesen Akt ein, regulieren den Grad unserer emotionalen Beteiligung und orientieren auch unsere Wortwahl oder Körperhaltung an der vorausgedachten Situation. Umso verblüffter wären wir, wenn uns ein Schalterangestellter plötzlich stürmisch umarmt (verstößt gegen die körperliche Distanzregel gegenüber Unbekannten), weil er seinen alten Schulkameraden in uns erkennt. Für weitergehend Interessierte sei dazu Bohnsack (1993), „Interaktion und Kommunikation“ empfohlen.

warum. Und warum sie ausgerechnet diesen Schuh so lieben, wo es doch sicher Tausende von Schuhen gibt, die schöner oder praktischer sind“
(A. Zielke im SZ Magazin vom 19.9.1997, 94).

Mit Schuhen verhält es sich in soziologischer Sicht wie mit Kleidung, Frisur, Automarke oder Wohngegend: Sie signalisieren unter anderem nach außen, um wen es sich bei dem/der Träger*in oder Nutzer*in handelt, auch wenn dies der Person selber gar nicht bewusst ist oder von dieser bewusst eingesetzt wird. In unserer hoch individualisierten Gesellschaft sind Schuhe nicht einfach nur zum Laufen da, ein bestimmter Schuh gibt erste Hinweise auf die Identität des*der Träger*in, stellt ein „Wir-Gefühl“ zu anderen Träger*innen desselben Modells her. Ein Schuh ist also nicht nur ein materieller Gegenstand aus Stoff, Leder, Plastik oder Gummi, sondern ein symbolisches Gut, mit dessen Hilfe eine soziale Botschaft, ein mehr oder minder deutlich zu entschlüsselnder sozialer Code transportiert werden kann. So tragen z.B. Skater Stoffschuhe mit einem Emblem am Knöchel, auf dem „Converse Allstar“ steht. Dieser Schuh ist praktisch gesehen wenig funktional, denn die Stoffoberfläche reibt sich beim Skaten leicht auf und der Schnitt bietet keinerlei Knöchelschutz. Doch Skater⁴ zu sein, bedeutet auf „Allstars“ zu stehen, auch wenn man mit diesen Schuhen nicht gut skaten kann. Der Schuh steht nicht in seinem Verwendungszweck im Vordergrund, das gewählte Beispiel zeigt sogar, wie extrem dysfunktional er ist. Der Schuh steht für ein bestimmtes Lebensgefühl, für Lebensstil und Lebensart und – last but not least – für die mit anderen geteilten sozialen Werte und Einstellungen. Unter Skatern würde also die Frage nach dem „coolsten“ Schuh relativ eindeutig beantwortet werden.

Ein weiteres Beispiel: Eine sehr junge Frau kommt zum Friseur, um sich ihre Haare schwarz (nach-)färben zu lassen. Ihr Gesicht hat sie weiß gepudert, sie trägt auffallend blauen Lidschatten und blutroten Lippenstift. Gekleidet ist sie ganz und gar in Schwarz, schwarze Corsage, Bluse und langer Rock, ihre Stiefel sind ein schwarzes Schnallengewirr mit extremer Spitze. Auf die Frage, wie man diesen, ihren Stil nenne, bekommt die Friseurin nur ein Schulterzucken zur Antwort und ein „Weiß auch nicht, aber bei uns gehen alle so“.

Anhand einschlägiger ethnographischer Jugendstudien könnte der*die Interessierte feststellen, dass diese etwas morbide wirkende Körperfassade zur Jugendszene der „Gothics“ gehört und u. a. für einen eigenen Lebensstil, dazu gehörenden spezifischen Musikstil und eine alternative Geschlechterinszenierung steht (vgl. Brill 2007 oder auch Schmidt/Neumann-Braun 2004).

Bei den eben geschilderten Beispielen geht es aus soziologischer Sicht darum, den sozialen Code, verpackt in Schuhen, Make-up oder gesamter Garderobe zu entschlüsseln und nicht immer können (oder wollen) die Protagonist*innen einer solchen sozialen Inszenierung den dahinter liegenden Sinn verdeutlichen. Methodologisch kann dies zur Konsequenz haben, dass verschiedene Methoden und keineswegs nur die wohl populärste, die Befragung bzw. das Interview, zu Antworten oder Informationen, sprich, empirischen Daten verhelfen.

⁴ Dabei ist darauf hinzuweisen, dass das, was in einem bestimmten Milieu „in“ ist, ebenfalls dem sozialen Wandel unterliegt. Da teilweise die industrielle Bekleidungsmode bestimmte Trage-Akzente auf der Straße aufnimmt und „zitiert“, kann sich für die Gruppe der Skater etwa sehr bald der Zwang ergeben, sich erneut von einer breiteren Masse abzugrenzen und einem neuen Schuh den Nimbus des „coolsten“ aller Schuhe zu verleihen.

Die Befragung kann sich also in der empirischen Annäherung schnell als Sackgasse erweisen. Der vorherige Einsatz von teilnehmender Beobachtung oder fotografischer Dokumentation kann sich für eine erste Annäherung besser eignen. Eine Befragung dagegen eignet sich eher, wenn es um mehrfach reflektierte und bewusste, z. B. politische Einstellungen und Haltungen geht oder um Lebensziele. Auch die Sichtung von bereits vorhandenen empirischen Studien zu einem Thema (hier z. B. Schmidt/Neumann-Braun 2004), oder die erneute Analyse von Material, das in anderen Forschungszusammenhängen zustande kam (z. B. im Rahmen einer Fotostudie am Szenetreff), kann hilfreicher sein als der Befragungsweg. Am Anfang einer empirischen Untersuchung steht also immer die Frage nach dem geeigneten Design, der geeigneten Methode und dem geeigneten Instrument bzw. den Instrumenten. Die auf diese Weise produzierten Daten bzw. Informationen können sowohl von theoretischem oder auch praktischem Interesse sein und es erweist sich für die Soziale Arbeit als zunehmend unbefriedigend, vor allem auf im Kontext anderer Wissenschaftsdisziplinen produziertes Wissen angewiesen zu sein und dadurch höchst zufällig auch auf sozialarbeiterisch relevantes Wissen zu stoßen.

4 Soziologie und Soziale Arbeit

Die Soziologie gilt als eine der Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit, neben der Psychologie, Pädagogik, Betriebswirtschaftslehre, Ethik, Medizin, Politik- und Rechtswissenschaft. Das bedeutet, die Soziale Arbeit greift dort, wo es notwendig erscheint, auf soziologisches Wissen, soziologische Erklärungsansätze und auch empirische Forschungsbefunde zu ausgewählten sozialen Gruppen zurück (z. B. bildungsfernen Zuwandererfamilien, Teenage-Müttern, obdachlosen Frauen und Männern, zur Suizidgefährdung von Kindern und Jugendlichen etc.). Jane Addams (1860–1935)⁵, eine Pionierin der Sozialen Arbeit, sah in der Soziologie die Leitwissenschaft der Sozialen Arbeit. Dieser hegemoniale Anspruch, der hier keineswegs erhoben werden soll, erklärt sich zunächst wohl aus der zumindest partiell bestehenden großen Gegenstandsnahe von Soziologie und Sozialer Arbeit. Beide Disziplinen haben soziale, gesellschaftliche Entwicklungen im Blick, stellen also **Entwicklungsfragen** – benötigen dazu Fakten und Zahlen – das bedeutet **Tatsachenfragen** stellen – behalten auch die Entwicklungen im interkulturellen Kontext im Auge – das bedeutet, **vergleichende Fragen** stellen. Alle drei Frageaspekte sieht Giddens (1999) im Zentrum der Soziologie als Wissenschaft. Parallel dazu „behandelt“ Soziale Arbeit als ihre Kernaufgabe soziale Probleme: **Soziale Probleme sind der spezifische Gegenstand der Sozialen Arbeit** (vgl. Schilling/Klus 2015, 103). Auch Bereswill/Ehlert (2010) greifen den Gedanken von der Leitwissenschaft der Sozialen Arbeit auf, und beschreiben sie als „gesellschaftswissenschaftliche Fundierung der sozialpädagogischen Praxis“ (Bereswill/Ehlert 2010, 337). Die fachlichen Diskussionen verlaufen dazu durchaus kontrovers. Entscheidend ist an dieser Stelle aber nicht die professionspolitische Positionierung, sondern die Frage, welchen Beitrag die Soziologie für das professionelle Selbstverständnis der Sozialen Arbeit leisten kann.

Die Soziologie ist eine empirisch orientierte Wissenschaft, die im unmittelbaren Zusammenhang großer gesellschaftlicher Umwälzungen im ausgehenden 18. Jh. entstanden ist, weil

⁵ Jane Addams ist Gründungsmitglied der berühmten Chicago-Schule der Soziologie und gründete als Repräsentantin der sog. Settlement-Bewegung das Hull House inmitten eines Slums von Chicago, das armen Frauen aus dem Stadtteil Bildungs- und Sozialleistungen anbot und durch regelmäßig veröffentlichte Sozialenquete-Berichte ihrer Mitarbeiterinnen soziale Reformen vorantreiben wollte. Die Hauptenergien des wissenschaftlichen Teams flossen aber in konstruktive Arbeit, die heute wohl als Gemeinwesenarbeit bezeichnet werden würde (vgl. Staub-Bernasconi 2007a, 56).

sich zu diesem Zeitpunkt der Bedarf an Wissen über soziale und hierbei vor allem sozial destruktive Prozesse, die zu großen sozialen Verwerfungen führten (die Abschaffung der Stände-Gesellschaft im Zuge der Französischen Revolution), evident wurde. Die Ausgangsfrage des Namensgebers der Soziologie, Auguste Comte (1798–1857), lautete: Was ist der Motor einer Gesellschaft, was treibt Gesellschaften an? Oder anders gewendet: Was hält eine Gesellschaft als solche zusammen? Eine Frage, die bis heute und aktuell im Narrativ um das typisch Deutsche oder die Metapher Heimat wieder präsenter denn je den öffentlichen Diskurs mitbestimmt. In Anlehnung an die bis dahin gesellschaftlich anerkannten Naturwissenschaften sollte die neue Disziplin Soziologie als empirische Wissenschaft vergleichbar verlässliche Daten, Fakten und Erklärungsmodelle liefern.

Was die akademische Soziologie bis heute ausmacht, „... ist ihr beharrlicher Hinweis darauf, dass gesellschaftliche Verhältnisse, wie starr, unauflöslich, selbstverständlich und indiskutabel sie erscheinen mögen, stets nur Ergebnisse gesellschaftlicher Konstitutions- und Konstruktionsprozesse sind ...“ (Nassehi 2008, 25). Wissenschaftliche Disziplinen reagieren, so Nassehi, auf einen gesellschaftlichen Problembestand, auf einen Problemlösungsbedarf, der sich durch bisher zur Verfügung stehende Wissensformen nicht mehr befriedigen lässt (vgl. ebd., 18).

Soziologie soll beschreibende und erklärende Modelle dazu liefern, auf welche Weise und über welche Mechanismen Menschen in einem gegebenen kulturellen Kontext, in einer Gesellschaft, zusammengehalten werden bzw. welche Mechanismen zum sozialen Ausschluss sozialer Gruppen führen. Das **dialektische Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft** ist also kardinaler Ausgangspunkt der soziologischen Analysen und Theorien: Wie kann die soziale Navigation und Inklusion Einzelner gelingen? Wie werden die Mitglieder einer Gesellschaft mit all dem sozialen Wissen ausgestattet, das sie für die Bewältigung ihres Alltags und ihres Lebens benötigen? Die Analyse der genauen Konstitutions- und Konstruktionsbedingungen fällt schwer, weil die Forscher*innen ja selber Teil dieser Prozesse, dieser sozialen Wirklichkeit sind. **Die Soziolog*innen bewegen sich innerhalb eines sozialen Raums, den sie wissenschaftlich zu erfassen suchen.** Die Soziologie ist Teil einer Gesellschaft, die sie zu beschreiben, zu analysieren und zu erklären sucht.

Harold Garfinkel⁶ schlägt in diesem Kontext vor, den Blick des Fremden auf die eigene Gesellschaft einzunehmen, die Konstrukteur*innen bei ihrer tagtäglichen Konstruktionsarbeit zu beobachten und damit die Wirklichkeit, den subjektiven Sinn von sozialem (im Sinn von zwischenmenschlichem) Handeln zu erschließen.

Diese Sichtweise kann bedeuten, sich von außerhalb, also vom Rande her, dem Untersuchungsgegenstand zu nähern. Und tatsächlich haben sich einzelne Soziolog*innen dezidiert diesem methodologischen Zugang verschrieben, die Wirklichkeit ausgewählter Gruppen von der Randständigkeit ihrer Existenz her zu erforschen, wie die oben genannte Jane Addams und die Chicago-Schule, für den deutschsprachigen Raum z.B. Roland Girtler (1996).

An dieser Schnittstelle treffen nun Soziologie und Soziale Arbeit aufeinander. Die Soziale Arbeit widmet sich sozialen Problemen, das bedeutet genauer den Menschen, die davon

⁶ Harold Garfinkel (1917–2011) gilt als der Begründer der sog. Ethnomethodologie, ein soziologischer Untersuchungsansatz, der versucht herauszufinden, wie Handelnde konkret Struktur und Sinn in ihren Alltag bringen. Untersuchungsleitend ist die Annahme, dass soziale Akteur*innen im Vollzug von Handlungen zahlreiche Techniken einsetzen, um diese Handlungen erkennbar, verstehbar, darstellbar, also erklärbar zu machen.

betroffen sind, die nicht voll an der Gesellschaft teilhaben können, am Rande stehen, weil sie arm, obdachlos, physisch und/oder psychisch beeinträchtigt sind, aufgrund ihres Geschlechts, ethnischen Zugehörigkeit oder sexuellen Präferenz diskriminiert werden oder abweichend und kriminell sind oder waren. Die Klientel Sozialer Arbeit ist von gesellschaftlicher Exklusion bedroht oder betroffen⁷. Die Soziologie betreibt empirische Forschung, nicht nur, aber auch zu den (potenziellen) Klient*innen der Sozialen Arbeit.

Im Folgenden sollen in zugegebenermaßen sehr selektiver Weise einige empirische Forschungsergebnisse wiedergegeben werden, die von unmittelbarem Informationswert für die Soziale Arbeit in verschiedenen Praxisfeldern sein können:

- *Kinder aus Migrationsfamilien und Bildung*: Die Ergebnisse des Kinder-Migrationsreports zeigen, dass fast ein Drittel der Kinder unter 15 Jahren in Deutschland einen Migrationshintergrund haben, 70 % davon besitzen die deutsche Staatsbürgerschaft. Die Mehrheit lebt nicht in Armut, sondern in Familien mit mittlerem sowie hohem Berufs- und Bildungsniveau, mehrheitlich mit beiden Elternteilen und mit mehreren Geschwistern. Trotzdem verfügen sie über geringere kulturelle, soziale und ökonomische Ressourcen im Elternhaus als Gleichaltrige ohne Migrationshintergrund und die 3- bis 6-Jährigen besuchen seltener kommunale Betreuungseinrichtungen. Später wechseln sie seltener auf das Gymnasium, obwohl die elterlichen Bildungsaspirationen sehr hoch sind. Die Kinder auf dem Gymnasium fühlen sich deutlich überforderter als Gleichaltrige ohne Migrationshintergrund und haben mit ihren Eltern deutlich mehr Ärger wegen der Schule. Eine wichtige Erklärungsvariable (unter den anderen im Report präsentierten) stellt das eingeschränkte Niveau der deutschen Sprache dar, da durch die muttersprachlich dominierte Sprachpraxis in den Familien die Deutschkenntnisse nicht ausreichend konsolidiert und auch Hausaufgaben weniger unterstützt werden können (vgl. dazu Bruhns 2013, 38-41)
- *Männer, die „Platte machen“*: Im Jahr 2007 untersuchte eine Forschungsgruppe anhand von Aktenstudien und qualitativen Interviews eine Gruppe von 339 Obdachlosen, die in München „Platte machen“⁸, um ihre Struktur zu beschreiben und ihre Sicht auf das Hilfesystem zu eruieren. Dabei handelt es sich um eine Wiederholungsstudie aus dem Jahr 1995, bei der damals noch über 600 Personen erfasst wurden. Der merkliche Rückgang betroffener Personen ist großenteils dem System der Wohnungslosenhilfe zu verdanken, in dem ein zusätzliches Platzangebot für 500 Personen geschaffen wurde. Doch wer lebt auf der Straße? Die soziodemografischen Merkmale lassen nachfolgende Beschreibung zu: Es sind vorwiegend Männer (86 %), die Mehrheit ist zwischen 30 bis über 60 Jahre alt (94 %) und besitzt die deutsche Staatsangehörigkeit (85 %). Die Mehrheit (55 %) ist seit mehr als 20 Jahren in München ansässig und lebt seit unter 5 Jahren auf der Straße. Die Wege, die zu einem Leben auf der Straße geführt haben, sind zwar individuell verschieden, aber es lassen sich auch wiederkehrende, typische Verlaufsmuster identifizieren. So steht der

7 Von hier aus kann, anschließend an die soziologische Systemtheorie, nach dem Bezugsproblem und der Funktion der Sozialen Arbeit als funktionales Teilsystem der Gesellschaft gefragt werden (vgl. z. B. Baecker 1994). Diese theoretische Betrachtung sieht die Bedingungen der Möglichkeit für die Entstehung der Sozialen Arbeit bzw. der Sozialen Hilfe als eigenständiges System (auch wenn diese Eigenständigkeit Inhalt kontroverser Diskussion ist) in den Exklusionsproblemen, die durch die moderne Gesellschaft selbst erzeugt werden. Die Funktion der Sozialen Arbeit ließe sich dann als Re-Inklusion der Exkludierten beschreiben. Dabei ist es für die Praxis der Sozialen Arbeit entscheidend, aus welchem Funktionssystem die jeweiligen Klient*innen exkludiert sind und wie erneute Teilhabechancen geschaffen werden können: Wer aus den Systemen Wissenschaft und Erziehung ausgeschlossen ist, weil er oder sie nicht lesen und schreiben kann, dem wird durch Geld, also durch Re-Inklusion in die Wirtschaft kaum zu helfen sein.

8 Die Definition für „Platte machen“ ist eine pragmatisch gewählte und bedeutet in der Studie, dass von Menschen die Rede ist, die die Grundlagen bürgerlicher Existenz – Wohnen, Erwerbsarbeit, Einkommen – verloren haben und damit potenzielle Klient*innen der Wohnungslosenhilfe und insbesondere auch der Streetwork sind (vgl. Romaus/Weizel 2007, 8).

Verlust des Arbeitsplatzes für viele am Anfang ihrer Straßenkarriere. Ein Teil der Männer ist beruflich gering qualifiziert, verrichtete Hilfsarbeiten am Bau, auf Montage, war Aushilfe in der Gastronomie etc. Andere sind durchaus beruflich qualifiziert, verloren aber ihre Arbeit, weil die beschäftigende Firma in Konkurs ging oder ein Teil der Arbeitsplätze abgebaut wurde. Bei den beruflich Qualifizierten leiten die prekären Anschlussbeschäftigungen sozio-ökonomische Probleme ein. Parallel dazu fallen soziale Netzwerke – sofern vorhanden – aus, weil es zu Trennung oder Scheidung kommt. Typischerweise führt ein Komplex von Faktoren letztlich zum sozialen Abstieg: zunächst der Arbeitsplatzverlust, häufig die in diesem Kontext entwickelten Alkohol- bzw. Suchtmittelprobleme⁹, eine resignative Grundhaltung oder labile Persönlichkeitsstruktur bzw. psychische Erkrankung¹⁰ und das Ende einer Beziehung führen dann dazu, dass die Miete nicht mehr bezahlt werden kann und die Kündigung der Wohnung erfolgt (vgl. Romaus/Weizel 2007, 16–20).

- *Suizidalität von Jugendlichen*: Suizidales Verhalten im Sinne von Suizidplanung oder Suizidversuchen ist ein häufiges Phänomen im Jugendalter bis zu 18 Jahren. Ein Drittel aller Jugendlichen in Deutschland hat schon einmal Suizidgedanken gehabt, 6 bis 9% (je nach Studie) berichten von einem Suizidversuch. Diese Zahlen liegen im europäischen Mittel. Die Gründe für Suizidalität sind vielfältig, das Risiko, einen Suizidversuch zu unternehmen, ist von multiplen externen und internen Faktoren abhängig. Es ist davon auszugehen, dass über 90% der Jugendlichen, die einen Suizidversuch unternehmen, an mindestens einer psychischen Erkrankung leiden. Diskutiert werden auch neurobiologische Ursachen, da jene Bereiche des Gehirns, die für Entscheidungsfindung, Problemlösungsstrategien und die Kontrolle von Impulsivität verantwortlich sind, bei Erwachsenen mit Suizidversuch abweichend aktiviert sind und sich bei den Jugendlichen gerade in der Reifung befinden. Als besonders relevante Risikofaktoren für das Jugendalter wurden Schlafstörungen (mit oder ohne Depression) sowie Mobbing-Situationen identifiziert. Nach Daten der Weltgesundheitsorganisation kann gezeigt werden, dass einephysische oder sexuelle Gewalterfahrung in der Kindheit das Risiko für Suizidversuche mehr als verdoppelt bzw. sogar verdreifacht (vgl. Plener/Fegert 2014, 17).
- *Teenage-Mutterschaft*: Als Teenage-Mütter gelten Frauen, die im Alter von unter 18 Jahren ein Kind geboren haben. In Deutschland handelt es sich dabei um eine Gruppe von rund 5.000 jungen Frauen pro Jahr, wobei die Zahlen in den letzten 10 Jahren leicht sinken (vgl. Bundesamt für Statistik). Verschiedene Studien im deutschsprachigen Raum belegen, dass die Sexualaufklärung an Schulen als nicht sehr hilfreich bewertet werden muss, weil dabei fast ausschließlich biologische Fakten angesprochen werden und die emotionale Seite des Geschlechtsverkehrs vernachlässigt wird. Weibliche Jugendliche haben deshalb oft diffuse Vorstellungen von den körpereigenen Vorgängen im Zusammenhang mit Menstruation, Ovulation und Fertilität. Anwendungsfehler bei der Verhütung mit Präservativ und Pille sind deshalb sehr häufig, ein Drittel der späteren Teenage-Mütter gibt an, überhaupt nicht verhütet zu haben (vgl. Albrecht/Bosshardt 2011, 19). Ein Teil der Studien belegt, dass die Verhütungskompetenz mit der Schulbildung steigt: Hauptschülerinnen haben demnach gegenüber Gymnasiastinnen ein fünfmal so hohes Risiko, ungewollt schwanger zu werden.

⁹ Ob Probleme mit dem Alkohol bzw. anderem Suchtmittelgebrauch ursächlich für den Arbeitsplatzverlust sind oder erst im Nachhinein als Reaktion auf die psycho-soziale Krise durch dessen Verlust auftreten, kann auch durch andere einschlägige Studien (z. B. Albrecht et al. 1990 und Kunz/Wolf 2017) nicht gültig geklärt werden.

¹⁰ Nach Fichter et al. (2000) weisen psychiatrische Erkrankungen bei obdachlosen Männern eine hohe Lebenszeitprävalenzquote von 93% auf, wobei auch hier das Ursache-Wirkungs-Verhältnis nicht geklärt ist.